

Stadtwanderer

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **2 (1989)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



MEINUNGEN

Leserbild

«Umsteigen bitte», «HP» 3/89

Vor 25 Jahren habe ich auch schon Umsteigen auf einer Betonplatte geübt, allerdings damals noch mit Benzinsäule. Damals fuhr man auch noch Autos, und es gab auch noch Plastik neben Wellblech und daneben auch Aluminium.

OTTO KOLB, BRÜTTISELLEN



Fabrik Walt, Fällanden, Galvanische Anstalt; Architekt: Otto Kolb, Architekt AIA

Gemeinschaft

«Umsteigen bitte», «HP» 3/89

Mit der Erstellung eines Prototyps für einen Veloständer in Köniz wurde eine Architektengemeinschaft beauftragt. Neben den erwähnten Bauart-Architekten waren auch J. Stampfli und W. Wittwer, Architekten HTL/STV, Bern, mit von der Partie.

PETER C. JAKOB, BERN

Unqualifiziert

«Ästhetik des Kargen», «HP» 3/89

Einsparungen sollten sich auf den Verzicht unnötigen Komforts oder Luxus beschränken, was auch Benedikt Loderer einleitend schreibt, keinesfalls aber zur unqualifizierten Ausbildung der Gebäudehülle (Dächer, Aussenwände, Fenster usw.) führen. Billig

bauen soll bzw. darf nicht heissen, dass qualitativ schlecht gebaut wird. Denn eine sogenannte billige Detaillösung, wie im «Hochparterre», Seite 69, abgebildet, ist höchstens bis zur Bauabrechnung billig. Zieht man aber die erhöhten Transmissions- und Lüftungswärmeverluste, den Ärger über auftretende Zuglufterscheinungen und Feuchtigkeitsschäden (Behaglichkeit und Hygiene) sowie die Kosten für die erforderliche Sanierung in Betracht, muss man von einer sehr teuren Detaillösung sprechen.

MARCO RAGONESI, LUZERN

Verketzerung

Zum Artikel zur Luzerner Kulturpolitik («Neue Hülsen für die Kultur», «HP» 3/89) hat uns der Luzerner Stadtarchitekt Manuel Pauli folgende (von der Redaktion gekürzte) Stellungnahme zugestellt. Zum sachlich entscheidenden Punkt äussert sich anschliessend auch der Verfasser des Beitrags.

Das Gespräch mit dem Artikelverfasser Robert Müller beinhaltete einige Fragen, die er mir ab seinem Notizblatt stellte und die Antworten darauf stichwortartig notierte.

Ich stellte dabei das Kulturraumkonzept mit seinen Standortfragen so vor, wie es in den – auch unter meiner Mitwirkung – erarbeiteten stadträtlichen Beschlüssen festgehalten wurde. Leider fanden sich davon im Artikel nur noch einige – zum Teil verfremdete – Sätze.

Umfassender scheinen die Interviews mit den 6 in Heldenpose als «Randfiguren» dargestellten Architekten gewesen zu sein. Fragmente aus diversen, meinerseits offen geführten Gesprächen mit diesen Kollegen vermengen sich zu einem sinnverfremdenden Konglomerat, dessen einzige Absicht offensichtlich Vorverurteilung und Verketzerung einer beruflich und ethisch andersliegenden Haltung ist.

In aller Form ablehnen muss ich mir unterschobene, resigniert schulterzuckende Äusserungen zu einer angeblich von mir bevorzugten, 300 Meter wei-

ter entfernten Lage des Konzerthauses. Es handelt sich um sinnverfremdete Bruchstücke einer ausführlichen Erklärung zur Nicht-Machbarkeit anderer, früher schon gründlich evaluierter Standorte, und zwar aus Gründen der Eignung, der Kosten- und Betriebsökonomie, der Erschliessung, der Eigentumsverhältnisse, der Ökologie usw. Die Untersuchung der Firma Hayek hat dazu geführt, die Standortfrage auf realistische Art einzugrenzen, womit auch die Forderung nach einem im Perimeter unbegrenzten Ideenwettbewerb hinfällig wurde. Heute einen solchen Ideenwettbewerb durchführen zu wollen, würde dem Grundsatz der Verhältnismässigkeit von Aufwand und Ergebnis widersprechen. Der Vorwurf «schludrig geplant» muss daher entschieden zurückgewiesen werden.

Der von mir beanstandete Artikel liest sich in Stil und Inhalt nicht als Information, sondern als Manifest (die betreffende Nummer 3 des «Hochparterres» wurde kurz vor dem Abstimmungswochenende in Luzern breit gestreut). Ich bedaure das ausserordentlich.

MANUEL PAULI

Standort Werftanlagen

Am 22. November habe ich Manuel Pauli während anderthalb Stunden befragt. Meiner Notiz zufolge machte er zum Thema Werftareal folgende Äusserungen: «Den Standort Werftareal hätte ich gerne gehabt, aber Hayek und der Stiftung Konzerthaus ist der zu weit weg vom Bahnhof. Die Stiftung hat sich für den Standort unmittelbar beim KKH entschieden. Das ist gemäss Stiftung ein breiter Konsens (...). Ein Konzerthaus wäre neben dem geplanten Mehrzweckbau beim Werftareal machbar. Doch 300 Meter Distanz zum Bahnhof sind offenbar schon zuviel.»

ROBERT MÜLLER

STADTWANDERER

Prinzip Leisetreten und Prinzip Tarasp

Im Märzheft berichtete «Hochparterre» über die neue Antenne auf der Rigi. Es geht um die Frage, ob ein 103 Meter hoher Turm den heutigen von 50 Metern ablösen darf. Er darf, meinen PTT, Naturschutzbund und die Vereinigung «Pro Rigi». Er darf nicht, beharrt der Heimatschutz. Dieser hätte «eine dezentralisierte Variante mit mehreren, dafür etwas weniger auffälligen Anlagen vorgezogen».

Die technische Notwendigkeit einer höheren Antenne ist unbestritten. Doch bleibt die Frage, ob es unumgänglich sei, auch den hintersten Schlupfwinkel der Innerschweiz mit über zehn Fernsehprogrammen und Natel zu versorgen. Wo diese Grundfrage überhaupt gestellt wird, lautet die Antwort regelmässig ja. Wer will denn die benachteiligten Bergregionen noch weiter vernachlässigen?

Damit ist die Bedürfnisfrage politisch beantwortet. Bleibt noch das Gestaltungsproblem. Und da beginnt unsere Inkonsequenz. Neubau schon, aber bitte unsichtbar! Machen sie's möglichst zweckmässig, aber bitte ohne dass man's merkt. Autobahn? Wenn's sein muss, aber im Tunnel. Bahn 2000? Schon recht, aber bitte versenken. Ein Opernhaus für Zürich? Selbstverständlich, aber bitte unterirdisch. Kurz: Wir stehen nicht mehr zu unsern Bauten.

Dahinter steckt bittere Erfahrung. Sie hat uns gelehrt, dass, was neu ist, auch schlecht, gross und unerträglich ist. Also bekämpfen wir, da wir die Ursachen nicht bekämpfen wollen, die Erscheinung. Was wir nicht sehen, ist somit wenigstens akzeptabel. Das berühmte Politikerwort «Akzeptanz» bringt es auf den Punkt. Nicht «small is beautiful», sondern einzig unsichtbar ist akzeptabel.

Dieses Sich-tot-Stellen heisst in der Schweiz «den Konsens suchen», «das geringste Übel wählen» oder «das Beste daraus machen». Das Beste? Wer so argumentiert, der fragt schon gar nicht mehr nach dem Guten. Dass ein Hundertmetermast auf der Rigi ein Gestaltungsproblem ist, kommt den Schweizern gar nicht erst in den Sinn. Ein guter Turm, ein gestaltetes, fernwirkendes Merkzeichen, wird gar nicht erst erwogen. Wer im Turm nur ein notwendiges Übel sieht, der wird auch nie einen schönen kriegen, weil ihm wurst ist, wie er aussieht, solange er klein ist. Und wer sagt uns, die kleinen seien schön?

Als nach der letzten Eiszeit der Innngletscher sich zurückgezogen hatte, blieb im Unterengadin mitten im Tal ein Härtling übrig. Ein grosser bewaldeter Felsbrocken. Nichts besonderes. Später bauten die Herren von Tarasp darauf ihre Burg. Sie ist das Wahrzeichen des Tals geworden, eine Auszeichnung der Natur. In Prospekten, auf Briefmarken und Zündholzschachteln beweist das Bild des Schlosses Tarasp: Erst durch den Bau wurde aus dem bewaldeten Felsbrocken ein Kunstwerk.

Müssten wir nicht mit unsern Neubauten, dort, wo es die Landschaft erfordert, dem Prinzip Tarasp und nicht dem Prinzip Leisetreten folgen?

DER STADTWANDERER

